

# Naturschutz als kulturelle Verpflichtung unserer Zeit

Von *Gustav Wendelberger*, Wien

Das Wort Naturschutz schließt die Tatsache einer Bedrohung in sich. Gemeint ist jene durch die Wirksamkeit des Menschen.“ Diese Worte Giannonis aus dem Jahre 1917 gelten heute genauso wie einst, als sie ausgesprochen wurden. Giannoni selbst war einer jener, die an der Wiege des heutigen modernen Natur- und Denkmalschutzes standen.

Jene, die einst den Pflug führten für die Saat des Naturschutzes, sind heute längst nicht mehr; nur noch wenige weilen mehr unter uns, die noch die Brücke schlagen vom Einst ins Heute. Die Menschen sind andere geworden; mit den Menschen hat sich aber auch der Inhalt des Naturschutzes gewandelt.

Der konservierende, romantische Naturschutz der Anfänge ist längst über sich hinausgewachsen. Heute geht es um nicht mehr und nicht weniger als die Sicherung des menschlichen Lebensraumes: um die Luft, die wir atmen; um das Wasser, das wir trinken; um die Nahrung, die wir essen; um den Wald, der uns schützt; um den Boden, auf dem wir leben. Es geht heute um die nackte Existenzsicherung des Menschen!

Wenngleich Naturschutz von eminent lebenswichtiger Bedeutung geworden ist, so ist Naturschutz dennoch keine primär wirtschaftliche Aufgabe — die sich auch nicht in Zahlen ausdrücken läßt — sondern eine kulturelle Verpflichtung: Immer noch gilt es, die Natur zu bewahren — vor dem Menschen; immer noch ist die Natur das Maß und nicht der Mensch, nicht die Menschenbezogenheit: ob nützlich oder schädlich; ob die Natur überhaupt für den Menschen da sei und der Mensch die Natur zu beherrschen vermöge. Er kann sie nicht beherrschen; einzufügen vermag sich der Mensch im besten Falle als ein Teil dieser Natur, und sie zur Kulturlandschaft formen. Aber diese selbst ist heute zum Anliegen des Naturschutzes geworden.

Die entscheidendsten Eingriffe in die Landschaft der Gegenwart erfolgen heute von seiten der Technik. Mit dieser müssen wir uns demnach einmal auseinandersetzen.

Naturschutz und Technik — anscheinend unvereinbare Begriffe, aber doch nicht naturnotwendig getrennt. Ich stehe nicht an, den Techniker als den schöpferischen Menschen unserer Zeit zu bezeichnen, gleich wie die Schönheit technischer Gestaltung auch in unserer Zeit unzweifelhaft gegeben ist. Es geht auch heute noch um die Art des ge-

staltenden Eingriffes, um die Art der Einbindung der technischen Anlagen — von Kraftwerken, Straßen, Brücken und Eisenbahntrassen — in eine harmonisch ausgewogene Kulturlandschaft. Derart wird aber der Techniker zum Schöpfer dieser modernen Kulturlandschaft, so wie es der Mensch zu allen Zeiten verstanden hat, sein Menschenwerk in die Natur glücklich einzufügen. Es waren dies stets Zeiten hoher und echter Kulturen. Der Verlust der Naturverbundenheit ging erst einher mit dem Versiegen an schöpferischer Kraft, als sich das Werkzeug von der lebendigen Hand des Menschen löste und als Maschine ein geradezu dämonisches Eigenleben begann. Je mehr sich aber die Maschine und mit ihr die Technik vervollkommnete, um so mehr hat sie uns der Unmittelbarkeit der Natur beraubt.

Hiezu kommt noch eines. Einst war die Natur stärker als der Mensch, der Mensch mußte sich einfügen; heute setzt die Natur keine Grenzen mehr. So geht es darum, innere Hemmungen einzubauen in unsere Beziehung zur Natur: gegenständlich die Selbstverantwortung des sittlichen Menschen.

Wir haben deshalb, mit den Worten Adolf Ostertags, des Schweizer Technikers, den Standort zu finden zwischen Natur- und Menschenwerk — im Spannungsfeld zwischen Natur und Technik, ohne daß deshalb die Gegensätzlichkeit zwischen beiden gemindert werden dürfte. Danach sind wir von allem Anfang an hineingestellt „in die polare Spannung zwischen tätigem Eingriff und ehrfürchtigem Erhalten des Gegebenen, zwischen freischaffendem Umgestalten der Natur, der äußeren wie der inneren, und sinnvollem Bewahren ihres eigentlichen Wesens. Es ist unsere immerwährende Aufgabe, die Gegensätzlichkeit dieses Doppelauftrages in ihrer vollen Unerträglichkeit in unserer Person zu einem Ganzen zu vereinen“.

Gestaltung aber setzt eine positive Einstellung voraus, setzt das Verzichtenkönnen voraus anstelle monomaner, vom Wahn der Ausschließlichkeit ergriffener Besessenheit — aus Ehrfurcht vor dem Gewordenen, aus Ehrfurcht überhaupt. Alle Größe erwächst aus der Demut! Gestaltung setzt das Verzichtenkönnen voraus; es setzt aber auch den Ausgleich voraus anstelle der hemmungslosen Entartung, die sich etwa in der modernen Kunst, diesem unerbittlichen Spiegel unserer Zeit, so furchtbar widerspiegelt. Es setzt den Ausgleich voraus, an Stelle jeder Art von Extremismus, auch zwischen Natur und Technik, und anstelle eines bedingungslosen Führungsanspruches etwa von einer dieser beiden polaren Möglichkeiten menschlichen Tuns.

Solch schöpferische Synthese ist durchaus möglich und wurde oft genug bewiesen.

So wollen wir auch sprechen nicht von einem Kampf gegen die Technik, sondern eher von einem Kampf um die Technik, am besten von einem Kampf mit der Technik und mit den Technikern — um die Gestaltung. Der Feind des Naturschutzes also ist bestimmt nicht die Technik.

Ist es die Wirtschaft? Wirtschaft — Horatio? Wir sind auch skeptisch genug, wenn wir vom „Primat der Wirtschaft“ hören, oder von „wirtschaftlicher Erschließung“, in deren Namen die Kulturen von Kontinenten zerstört wurden, oder gar von den „volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten“, unter welchem Vorwand die venezianischen Handelsherren einst den kommenden Generationen den Karst hinterlassen haben;

deretwegen Kolumbien goldene Kultgefäße der Vergangenheit zur Prägung seiner Münzen verwendete; mit denen man noch 1905 die Sprengung der Inkatempel für den Bahnbau am Titicacasee motivierte und derethalben schließlich noch 1951 die Krimmler Wasserfälle vernichtet werden sollten! Der Altmeister des deutschen Naturschutzes, Walther Schoenichen, hat dies klar erkannt: „Der Naturschutz muß immer damit rechnen, daß der Wirtschaft letzten Endes nichts heilig ist und daß sie, sobald es sich um Einnahmen oder Dividenden handelt, ohne Zögern auch nach den köstlichsten Offenbarungen der Natur greifen wird.“

Es geht in Wirklichkeit gar nicht um die Technik und nicht um die Wirtschaft: es geht in Wirklichkeit um den **P r o f i t**, den man mit schönen Worten umnebelt, wie stets Ideen vonnöten waren, um sehr diesseitige und sehr materialistische Ziele zu beschönigen. Es ist die menschliche Profitgier und deren Symbol: das Geld, das hinter allem steht und das in seiner Anonymität hemmungslos und unkontrolliert eingesetzt werden kann und eingesetzt wird. Das Geld ist der Feind! Das Geld aber ist der sichtbarste Ausdruck dieser Zeit, der Zeit eines hemmungslosen Wohlstandsmaterialismus, demgegenüber die vielgeschmähten Gründerjahre verblasen; eine Zeit, in der die Schätze der Heimat, das Erbe von Jahrhunderten hemmungslos verschleudert werden; in der die Natur nicht mehr als ein Pfund betrachtet wird, mit dem man weise wuchert, sondern als ein Objekt, aus dem sich jeder nach Belieben einen Fetzen herausreißt.

Es ist das Epigonenschicksal unserer Zeit, daß wir überhaupt nicht mehr wissen, was wir schon verloren haben. Der Geograph Nordenskjöld hat es vor fast einem Jahrhundert (1880) schon ausgedrückt: „Es liegt etwas Niederdrückendes in dem Gefühl, daß unsere Nachkommen sich kaum eine deutliche Vorstellung von dem Land ihrer Väter werden machen können ... Wenn gegenwärtig Millionen für ein Bild gezahlt werden, das ein alter Meister auf Leinwand oder in Marmor geformt hat, was würde man nach einem Jahrhundert für ein wirkliches Bild des Vaterlandes geben wollen, wie es vordem gewesen, als der Umfang des Ackers noch gering war, als es noch unbebaute Seeufer gab und Wald, den die Axt noch nicht berührt hatte. Noch besitzen wir solche Bilder in den meisten Landesteilen, es ist aber klar, daß sie mit jedem Tage mehr verschwindet.“

Heute gilt es, die Natur um ihrer selbst willen zu schützen: die Natur, die keinen Anwalt hat und keine Aufträge vergibt, denn honoriert wird nur, was Menschen für Menschen tun. Aus dieser sittlichen Verpflichtung heraus erwächst Naturschutz als kulturelle Aufgabe — gerade in unserer Zeit! Es gilt, auch auf dem Gebiete des Naturschutzes wieder Werte zu setzen, denn über dem Materiellen steht immer noch das Irrationale.

In der *Frühzeit* der Geschichte und der Kulturen war es das Gebot Gottes, das die Natur schützte. Haine und Wälder waren die Stätten göttlicher Verehrung. Heute vermögen junge Menschen kaum mehr „in den Hainen der Götter nach den heiligen Quellen zu suchen; die Haine sind abgeholt“, wie es bei Frank Thieß lakonisch heißt.

In der Hochzeit des europäischen Mittelalters tritt zum göttlichen Gebot das Gesetz des Kaisers, der immer noch von Gottes Gnaden eingesetzt war. So etwa war der

Forst in seiner ursprünglichsten Bedeutung der gebannte Wald des Königs. Mit dem Erwachen des Geistes aber, seit der europäischen Renaissance, schwinden Gebot und Gesetz. An ihre Stelle tritt die Selbstverantwortung des sittlichen Menschen: Kants kategorischer Imperativ; Fichtes Wort vom Handeln, von dem allein das Schicksal abhinge der Dinge; bis zum Gelöbnis der freideutschen, bündischen Jugend auf dem Hohen Meißner vor nunmehr rund 50 Jahren, nur sich selbst und ihrem Gewissen allein verantwortlich zu leben. Damit aber war die Aufgabe viel schwerer geworden, denn nun sind es die Menschen, die sich selbst das Gesetz geben, ohne Verkleidung und ohne Verbrämung.

Heute kennt man keine Sünde mehr vor Gott und göttlichem Gesetz und nicht vor sittlicher Verpflichtung, sondern höchstens ein Vergehen gegen menschliche Ordnung, die zu übertreten oft genug noch zum guten Ton zu gehören scheint.

Es ist die Gottlosigkeit unserer Zeit, welcher die Ehrfurcht vor dem Gewordenen mangelt; vor dem, was man nicht selbst geschaffen hat — ob dies nun eine Blume ist oder ein Insekt, eine Schlange, ein Vogel oder eine gewachsene Landschaft. Mit dem Verlust der Ehrfurcht aber wachsen die Wüsten in uns: „Die Wüste wächst — weh dem, der Wüsten in sich birgt!“ In frecher Anmaßung greift der Mensch nach dem Erbe der Vergangenheit — nach dem „Gerümpel von Hallstatt“ etwa, wie es ein maßgeblicher Politiker dieses Landes erst unlängst ausgedrückt hat.

Wer weiß heute noch, was ein sakraler Raum ist, was Abstand bedeutet und Distanz halten? Wo einst der Kirchturm Dominante und Mittelpunkt des Ortes war, steht heute ein Silo oder ein Hochhaus; an die Stelle der Dorflinde oder einer mächtigen Eiche ist die Tankstelle getreten.

Wer einst in früheren Zeiten als Frevler gebrandmarkt wurde — als Baumfrevler etwa ausgedämmt wurde! — gilt heute als angesehener Biedermann, gleich, ob er ganze Landstriche — etwa den „bäuerlichen Gottesgarten“ Oberösterreichs — ihrer landschaftsprägenden Obstbäume beraubt, ob er unsere Landstraßen durch die Fällung der Alleebäume zu öden Verkehrsadern in einer ausgeräumten Landschaft degradiert, oder aber ganze Straßenzüge in einer Großstadt ausräumt: unsere Zeit kennt nicht einmal mehr den Begriff des Frevels!

Wir haben die Gläubigkeit des frühen Menschen verloren. Mit Gott aber ist die Pyramide der geistigen und gesellschaftlichen Hierarchie einer gottgefühten Ordnung von der Spitze her zusammengebrochen — zum Kollektivismus der Gegenwart, in der die anonyme Masse das Gesicht der Zeit bestimmt. In der ungestalteten Masse jedoch prallen die einzelnen Sonderansprüche unkoordiniert, ungezügelt und ungebändigt aufeinander — im Sinne einer mißverstandenen Freiheit, die nicht weiß, daß innere, wirkliche Freiheit in freier Selbstbeschränkung liegt!

Wir haben das Maß verloren in der Maßlosigkeit der Zeit, und mit dem Maß die Werte verloren. An die Stelle des Maßes ist das Unmaß getreten. Verblieben ist die Entartung unseres Lebensgefüges und das Verfließen: der Grenzen in uns und der Räume um uns. Mit dem Lösen aus seinen Verankerungen gerät der Mensch in die Uferlosigkeit der Zeit, gerät der Mensch auf die Flucht: vor der Stille, vor der Samm-

lung, vor der Leistung und schließlich vor sich selbst. Auf der Flucht vor sich selbst bleibt der Mensch auf der Strecke und mit dem Menschen die Landschaft: Dörfer und Städte verfließen zum Krebsgeschwür der Landschaft. Die Zerstörung des mitteleuropäischen Kulturraumes beginnt beim kleinsten burgenländischen Dorf und endet mit der Zerstörung fremder Völker und Kulturen, die ebenso ausgerottet wurden und werden wie ganze Tiergattungen und einst undurchdringliche Urwälder der Tropen.

Es ist der Moloch der modernen Zivilisation, der im hektischen Totentanz unserer Zeit, in schauerlichem Hypertrophieren immer unersättlicher wird: von der Begierde zum Genuß taumelnd und — unersättlich bleibend — in einem geradezu unaufhaltbaren Krebsgang rückwärtsschreitend, mit den letzten Resten natürlicher Substanz in Natur und Umwelt seine Lebensgrundlagen und damit sich selbst auffrißt — ein elementarer Vorgang, der sich menschlicher Beeinflussung zu entziehen scheint.

Denn die Erkenntnis ist steril und uns Spätgeborenen zu eigen. Die Erkenntnis ist nicht schöpferisch — das Schöpferische ist blind, gleich dem Glauben. Beides, Erkenntnis und schöpferisches Tun, schließen sich aus, wie sich nur Geist und Seele gegenseitig ausschließen. Der Mensch aber lebt von der Seele — vom Geist allein vermag er nicht zu leben! Es ist der lebensbedrohende und lebensfeindliche Geist, der auf dem Asphalt seine schillerndsten und zugleich skurrilsten und gespenstischsten Blüten treibt. Heute hat der Asphalt aber schon in das Dorf Einzug gehalten, begleitet von der Musikbox. Es ist der lebensverneinende Geist, der bis zum Haß des modernen Großstadtmenschen gegen die Natur führt, bis zu einem horror naturae, der Angst vor der Natur und ihrer stummen, aber doch unüberhörbaren Mahnung. Es ist die Angst jener, die nicht zusehen können, wie ein Baum wächst, und ihn deshalb umschneiden müssen, um sich selbst zu beweisen; jener, die nicht zusehen können, daß eine Parkanlage im Häusermeer der Großstadt noch unverbaut geblieben ist; jener, die in den Grünflächen einer Stadt lediglich Spekulationsobjekte sehen.

Mit dem Verlust der Instinktsicherheit des frühen Menschen geht einher die Denaturierung unseres Lebens: an die Stelle des Gesunden ist das Morbide getreten, an die Stelle des Echten das Künstliche — unser Leben hat Konservencharakter bekommen. Nietzsches letzter Mensch aber steht in der Sonne und blinzelt und meint, er hätte das Glück erfunden.

Am lodernen Feuer einer Sonnwendfeier und in Gegenwart eines Gastes aus dem Osten hatte ich es selbst einmal vor Studenten ausgesprochen: Schlimmer als alles, was uns von jenseits der Grenzen zu bedrohen vermöchte, ist die innere Leere, sind die erloschenen Herzen in uns selbst. Und ich sagte zu dieser Jugend, daß sie als akademische Jugend die letzten sind, die heute noch gläubig zu sein vermöchten. Auf daß nicht eines der erschütterndsten Worte wahr werde, das je über die Situation unserer Zeit geschrieben wurde, von Ludwig Klages, der schon vor dem ersten Weltkrieg erkannte: „Das Ende (dieser Entwicklung) ist unabweisbar Untergang; aber niemand vermag zu sagen, wie lange die willengeheizte Larve des Leibes ihr scheinlebensdiges, lebensfressendes Dasein im Blute aller ‚letzten Mohikaner‘ der Menschheit, Tierheit und Pflanzenheit, bevor sie selber verendet, weiterfristet, wie lange der Golem,

der eben hohntriumphierend hinaufkommt, noch fürderhin, bevor er zerplatzt, zu überbietender Mimikry Gelegenheit findet. Indessen dürften wir näher dem Ziele sein als Weise und Hochgelehrte, als selbst Literaten sich träumen ließen.“

Wenn wir aber derart Naturschutz vor dem Hintergrund seiner Zeit zu verstehen suchen: Was bleibt uns angesichts solcher Situation noch zu tun übrig?

Es bleibt eines: unsere Pflicht zu tun — auch wenn es keinen Sinn mehr haben sollte: das große „T r o t z d e m“ zu setzen, mit den Worten J. G. Fichtes: „Und handeln sollst Du, als hinge von Dir und Deinem Tun allein das Schicksal ab der deutschen Dinge und die Verantwortung sei Dein“! Die Entscheidung liegt dann nicht mehr bei uns. Aber nicht der Erfolg ist es, der entscheidet, sondern das Beispiel, das man gibt, das Einstehen für eine Sache, die man als richtig erkannt hat und die man bedingungslos vertritt. Dann aber steht am Ende eines Lebens die faustische Erfüllung der Tat!

Es setzt dies aber eines voraus: den bedingungslosen Einsatz. Wie es im „Schimmelreiter“ heißt: Es muß etwas Lebiges im Deich sein, wenn er halten soll. Man muß einmal die Lebenserinnerungen eines Josef Schöffel, des Retters des Wiener Waldes, lesen, um zu erfahren, was ein Mann ist! Es geht letzten Endes um eine Frage der Haltung, auch im Naturschutz.

Den Auftrag nun für unser Handeln gibt uns unser Gewissen — damit zugleich aber die innere Freiheit und die Unbestechlichkeit gleich dem Künstler und dem Wissenschaftler. Aus der Bedingungslosigkeit unseres Wollens heraus resultiert die beglückende Reinheit unseres Handelns, resultiert aber auch eine ebenso bedingungslose Ehrlichkeit unseres Tuns. Gleiches gilt für den schöpferischen Menschen, für den Künstler wie für den gestaltenden Techniker. Auch hier kommt uns eine Stimme der Technik entgegen, die des bereits erwähnten Schweizers Adolf Ostertag: „Nicht der Zweck, für den ein Bauwerk geschaffen wird, verleiht ihm Kulturwert, sondern die Ehrlichkeit und Überzeugungstreue, mit der der schaffende Mensch die ihm gestellte Aufgabe löst. Diese Baugesinnung kann bei einem Kraftwerk ebenso gut sein, wie bei einer Kirche oder einem Landhaus“. Es ist dies das, was man in Architektur und Kunsthandwerk die Werksgerechtigkeit genannt hat.

Diese Ehrlichkeit ist eine Selbstverständlichkeit auch für den Naturschutz. Es geht nicht um die Tapeten: daß man etwa einem gut gestalteten, modernen Haus ein Satteldach aufsetzt und meint, dann wäre es richtig „landschaftsverbunden“; oder daß man eine Betonbrücke in kühner, moderner Konstruktion, etwa grün anstreicht, damit sie „landschaftsverbunden“ wäre — sie soll ja kein Baum sein, sondern eine Brücke! Es geht beispielsweise auch nicht darum, daß man etwa ein romantisches Flußtal ruhig verbauen könnte, weil es von der Straße ohnedies nicht sichtbar wäre; oder daß ein stilles Flußtal während der Wintermonate verödet werden könnte, weil es dann ohnedies nur wenige Menschen sähen; oder daß man einen unserer herrlichen Alpenseen Jahr für Jahr zu einer Gosse machen kann, um ihn dann während der Fremdenverkehrsaison wieder aufzufüllen; daß man schließlich Wasserfälle von einer einzigartigen keuschen Schönheit verschwinden lassen wollte, weil sie ohnedies meist —

im Nebel lägen; bis man schließlich Naturdenkmäler gegen Geldeinwurf betätigen läßt wie ein Wasserklosett! „Letztes Argument ist“, wie es Herbert Wenninger ausdrückte, „immer wieder die Feststellung, der oder jener Berg werde durch die geplanten Bauten ‚praktisch‘ nicht verändert, das Hotel sei im ‚landschaftsgebundenen Stil‘ gehalten, die Drahtseilbahn ‚kaum sichtbar‘; alles dies ist oft unbestreitbar richtig; dennoch ist zwischen vorher und nachher der gleiche subtile und bis in letzte Abgründe reichende Unterschied wie zwischen der Frau, die sich schenkt, und der Frau, die sich verkauft.“

Dabei muß uns eines fremd bleiben im Naturschutz: falsche Sentimentalität. Nun ist aber Sentimentalität eine Sache und Gefühl eine andere: Das Gefühlsmoment frei von Sentimentalität soll unser Handeln bestimmen. Das echte Gefühl aber — und dies macht unser Tun so schwer — ist, wie alle echten Werte, unfaßbar: „Wir hören nicht, wenn Gottes Weise summt, wir schauern erst, wenn sie verstummt.“ (Hans Carossa.)

Aber erst mit den Unwägbarkeiten, mit all dem, was nicht gewogen, was nicht gemessen werden kann — damit beginnt das Leben erst lebenswert zu werden, dort beginnen die echten Werte, dort beginnt die Kultur eines Volkes! Derart verstanden wird auch der Naturschutz zur zutiefst kulturellen Verpflichtung unserer Zeit!

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -  
Tiere](#)

Jahr/Year: 1965

Band/Volume: [30\\_1965](#)

Autor(en)/Author(s): Wendelberger Gustav

Artikel/Article: [Naturschutz als kulturelle Verpflichtung unserer Zeit 19-25](#)